

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B. J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 13

Wiesbaden, den 29. Juni 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 29. Juni:	Petrus und Paulus
Montag, 30. Juni:	Pauli Gedächtnis
Dienstag, 1. Juli:	Theobald
Mittwoch, 2. Juli:	Maria Heimsuchung
Donnerstag, 3. Juli:	Enlogius
Freitag, 4. Juli:	Ulrich
Samstag, 5. Juli:	Anton Jaccaria

Dritter Sonntag nach Pfingsten. Ev. des hl. Lukas 15, 1—10

In jener Zeit nahen sich Jesus die Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen. Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüste und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf

gefunden, das verloren war. Ich sage euch, ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen. Oder welches Weib, die zehn Drachmen hat, zündet nicht, wenn sie eine Drachme verliert, ein Licht an, und kehrt das Haus aus, und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte. Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder, welcher Buße tut.

Die Säule der Wahrheit

Petrus und Paulus, die beiden Apostel, fürsten, das heißt die vornehmsten, bedeutendsten und einflussreichsten unter den Aposteln, aber jeder doch wieder charakteristisch in seiner Art. Die Bedeutung des Petrus beruht auf ganz anderer Grundlage, als die des Paulus. Paulus war der große erfolgreiche Missionar, der gewaltige Organisator der neuen Christengemeinden, der von sich sagen konnte, daß er für die Ausbreitung des Christentums mehr getan und gelitten habe, als die anderen Apostel zusammen genommen. Die Bedeutung des hl. Petrus liegt in seiner Würde, in seiner Stellung, in seinem Vorrang vor den übrigen Aposteln. Dieser Vorrang ist ihm von Christus dem Herrn selber eingeräumt worden. Die Würde des Petrus tritt im heutigen Feste so sehr hervor, daß, um die vielleicht entzogene Ehre des Paulus zu ersetzen, am Tage darauf das Gedächtnis des hl.

in einem Briefe der Heiland aus Petrus gemacht? Er hat ihn zu seinem Stellvertreter in der Leitung der Kirche eingesetzt. Christus ist und bleibt das Haupt der Kirche, mithin der wesentlichste und wichtigste Teil derselben. In dem erhabenen Gottesbau der Kirche ist Christus der Hauptstein. Das hat Gott schon durch den Mund des Propheten Isaias in den Worten verkündet: „Siehe, ich lege in die Grundfesten Sions (d. h. in die Grundfesten der Kirche, deren Vorbild der Berg Zion war) einen Stein, einen bewährten, einen Gestein, einen köstlichen, einen auf festem Grunde gegründeten — wer glaubt, soll nicht wanken.“ (Is. 28, 16.) Das sah der Psalmist schon im Geiste erfüllt, denn er schreibt: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der wurde zum Eckstein.“ Durch den Herrn geschah dieses, und ein Wunder ist es in unseren Augen.“ (Ps. 117, 22, 23.) Daß aber dieser Stein kein anderer ist als Jesus Christus selbst, lehrt dieser selbst, indem er die Worte des Psalmisten auf sich bezieht, und noch deutlicher der hl. Petrus, indem er zu den Juden sagt: „Dieser (Christus) ist der Stein, der von euch Bauleuten verworfen worden ist, und nicht in irgend einem anderen ist das Heil.“ (Apg. 4, 11, 12.)

Mit den unzweideutigsten und ausdrücklichsten Worten hat nun der Heiland dem Petrus dieselbe Stellung eingeräumt, die er selber

inne gehabt hat. „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Das sind die Worte, an denen nicht zu rütteln und zu deuteln ist. Oft schon

Erkenntnis Gottes

O Toren, wenn ihr Gott betrachten,
Erkennen wollt den Herrn der Welt,
Wie einen Stein aus dunklen Schachten,
Der still dem kalten Blicke hält.

Wie schnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forschen und kein Grübeln frommt;
Der Geist nur kann den Geist erkennen,
Der Geist nur kann dem Geist entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geist die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf,
Und nehmet über alle Hügel
Der Sehnsucht nimmermüden Lauf.

Und spähet, lauschet, harret, trauert,
Bis euch sein hell'ger Hauch durchweht,
Bis seine Wonne euch durchschauert;
Erkenntnis Gottes ist Gebet.

Gebet ist Balsam, Trost und Friede,
In Gott ein froher Untergang.
Es ist mit Gottes ew'gem Liede
Tiefinnerster Zusammenhang.

Gebet ist Freiheit, die der Schranke
Der Erdenmacht die Seel' entreißt.
Dann steht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwischen ihr und Gottes Geist.

Geheimnisvoll und doch so helle
Ist es der Seele wunderbar.
Ein süßer Schlummer an der Quelle
Und doch ein Wachen seligklar.

Nikolaus Lenau.

haben die Leugner und Feinde der Kirche diesen Worten einen anderen Sinn unterlegen wollen. Wer aber, diese Worte unbesangen und in ihrem Zusammenhang betrach-

tet, kann daran nicht vorbeigehen und muß dazu kommen, jenen Sinn anzunehmen, der ihnen von Anfang an zugekommen ist.

Wahr hat Christus nicht aufgehört, der Grundfelsen der Kirche zu sein, ebensowenig wie ein König aufhört, König zu sein, wenn er in ein fremdes Land zieht und für die Zeit seiner Abwesenheit einen Regenten ernannt. Er ist nicht mehr der sichtbare Grundfelsen der sichtbaren Kirche, nicht mehr der sichtbare Träger des ganzen Baues. Das alles ist fortan Petrus, der, wie der hl. Ambrosius sagt, „gleich einem unbeweglichen Felsen die ganze Last des Baues trägt.“ Diese unerschütterliche Festigkeit verdankt Petrus aber nicht seinem Felsen, sondern Christus. Der Ausdruck „Fels“ besagt unzweideutig, daß Christus dem Oberhaupt Petrus und überhaupt seinen Nachfolgern eine solche Festigkeit mitgeben wollte, daß alle Angriffe der Jahrhunderte und Jahrtausende und der Sturmhauf der Hölle selbst dem Felsenbau der Kirche nichts anhaben konnten.

Petrus ist demnach in Wahrheit der Stellvertreter Christi in der Kirche, weil er für sie daselbe ist, was Christus für sie war, solange er sichtbar auf Erden weilte, ihr unerschütterliches Fundament.

2. Petrus als Fels der Kirche bedeutet, daß die Kirche die Hüterin der Wahrheit, die Säule der Wahrheit ist. In der katholischen Kirche haben wir in der Tat seit ihrem Bestehen jene Auktorität, in der der Wahrheitsgehalt am reinsten und vollständigsten erhalten geblieben ist. Das wird uns sofort klar, wenn wir in den Blättern der Geschichte nachlesen und jene Entwicklung betrachten, die zur Auflösung von der Kirche geführt hatten. Wir haben hier hauptsächlich die zwei folgenschwersten Wälle von der Kirche im Auge, die der morgenländischen Kirche, und dann die Glaubensspaltung der abendländischen Kirche in Protestantismus. Die morgenländische Kirche (Griechen, Orthodoxen und die ihr verwandten kleineren Kirchen des Orients) ist erstarrt in äußeren Kulturformen. Sie ist nicht imstande die Völker zu heben und aufwärts zu führen. Der Protestantismus hat sich seit seinem Entstehen immer mehr von seinen anfänglich noch beibehaltenen Glaubenswahrheiten entfernt und heute ist er bereits bis zur Leugnung der Gottheit Jesu gekommen, eine Tatsache, die

mit Wahrheit sich so wenig verträgt wie Feuer und Wasser.

Wohl hat auch innerhalb der katholischen Kirche Irrtum und Wahrheit mit einander gerungen, aber niemals so, daß die Wahrheit verlegt oder der Irrtum sieghaft wurde. Wo die Wahrheit anfänglich nicht klar zu Tage lag, wurde ernstlich und ehrlich zuerst mit menschlichen Mitteln nach der Wahrheit geforscht. Die Kirche hat erst lange zugehört, hat die Gelehrten die strittigen Fragen erörtern lassen und ganz zuletzt, wenn die Gefahr nahe lag, daß durch längere Unentschiedenheit die Gewissen verwirrt und die Gläubigen gespalten würden, hat sie von der ihr verliehenen Gabe der irrthumslosen Entscheidung Gebrauch gemacht und die Wahrheit durch eine solche Entscheidung endgültig festgelegt.

Die Kirche ist als Säule der Wahrheit stets auch nach der Richtung tätig gewesen, das Menschheitsideal, das der Herr aufgestellt hatte, nach aller Richtung hin zu verwirklichen. Das ganze irdische Dasein des Menschen soll nach dem Willen des Himmels geordnet, geheiligt, verklärt und dem Jenseits dienlich gemacht werden. Die Kulturgüter fanden an der Kirche von jeher ihre besten Förderer. Die christliche Nächstenliebe hat die Kirche ihren Mitgliedern zur Pflicht gemacht. Aus dieser Nächstenliebe heraus erklärt sich die werktätige Sorge der Kirche aller Jahrhunderte für die Armen, für die Hebung des Loses der Slaven, der Frauen, für die Wissenschaft, das Erwerbsleben, die Volkswirtschaft, für die Hebung der Arbeit, die Hebung des Arbeiterstandes usw. Die Sorge der Päpste für die Erhaltung der Kulturgüter wird auch überall anerkannt. Nur Fanatiker mögen die Verdienste der Kirche in diesem Stücke schmälern. Freilich gibt es hellere und dunklere Seiten in der Kirchengeschichte. Denn die Entwicklung der Kirche hängt von tausend menschlichen Einzelheiten ab und setzt ebenso wie jede menschliche Einrichtung Höhen und Tiefen. Wo aber der Einfluß der Kirche unbeschränkt und ungehindert war, wo die Leidenschaft, der Eigennuß und die Begierlichkeit der weltlichen einflussreichen Größen nicht hinderten, da bildeten sich an der Säule der Wahrheit Fruchtansätze von reicher Fülle und Frucht.

3. Ob wohl die Kirche in unserer neuen Zeit noch einmal berufen ist, für die Welt eine Säule der Wahrheit zu werden? Wir hoffen es bestimmt. Denn das ist ja der Beruf der Kirche. *Dei summa* das Nachfolgers Petri wird, so kann man schon noch einmal gehört werden müssen, wenn es gilt, die unermesslichen Schäden, die die göttliche menschliche Autorität gelitten hat, wieder gut zu machen und ein neues Geschlecht zu erziehen, das die Wahrheit, die vom Himmel stammende Wahrheit, in möglichst reiner und ungetrübter Form besitzt.

Laßt uns beten! O Gott, du höchstes und unsichtbares Oberhaupt der Kirche, du hast deine Kirche auf Petrus als auf einen unverwundlichen Felsen gebaut und verheißen, selbst die Wölfe der Dürre werden sie nicht überwältigen. Wir bitten dich, erhalte und leite unseren heiligen Väter, den Papst Benedikt, den du als rechtmäßigen Nachfolger des Apostels Petrus ihr zum sichtbaren Oberhaupt gegeben hast. Erleuchte ihn stets durch das Licht deines hl. Geistes und stärke ihn durch die allmächtige Kraft deiner Gnade, damit er deine Kirche allezeit weise regiere, uns alle standhaft auf dem Wege des Heiles führe und endlich mit seiner ganzen Herde zum ewigen Leben gelange. Amen. Vpe.

Die heilige Marina

† 1533.

Marina war das Kind eines spanischen Rechtsgelehrten. Bereits mit drei Jahren übte sie sich in Gebeten und sprach öfters vor sich hin: Ich liebe Gott mehr als meinen Vater und meine Mutter. Mit zehn Jahren kam sie in Umgang mit einem leichtfertigen

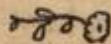
publizistischen Mädchen, das ihr zur großen Gefahr wurde. Aber durch die Wachsamkeit eines Gefährten, der mit den Eltern verbandt war, gab sie den Umgang auf. Der Herr führte sie, die er zu großen Dingen berufen wollte, rauhe Wege. Marina wurde mit heftigen Gewissensbedenken erfüllt. Der Teufel setzte ihr dermaßen zu, daß sie auch körperlich ganz krank und hilflos wurde. Wie sie selber später in ihren Aufzeichnungen schrieb, wurde sie fast zur Verzweiflung gebracht. Bis zu ihrem 28. Lebensjahre währte dieser Zustand.

Sie harrete aus und wurde von Gott mit großer Freude erfüllt. Das Maß ihrer Leiden begann nun aufs neue. Sie litt an Kopfschmerz, heftigen Fiebern und innerer Angst. Der Herr schickte ihr aber Trost und Offenbarung, die Krankheit werde nicht zum Tode führen, sondern dazu dienen, daß seine Ehre mehr an den Tag komme.

Die letzten dreißig Jahre ihres Lebens lag Marina in großen Schmerzen stets im Bett. Ihre Finger waren ganz zusammengezogen. Weil sie kein Licht vertragen konnte, glückte ihr Kämmerlein einem Gefängnis, da die Türen immer geschlossen waren. Eine Jungfrau von ihr aus: Ich habe an Marina allerlei eine solche Reinheit, einen solchen Ernst und eine solche Eingezogenheit gesehen, daß ich vor Verwunderung bei mir selbst sagte: Es ist nicht möglich, daß diese ein Weib sei. Sie ist ein Engel. Niemals habe ich sie zornig gesehen, obgleich ihr dazu Anlaß geboten wurde. Sie redete mit einem solchen ernsthaften Nachdruck, als wenn Gott in ihrer Seele gezeuget und aus ihrem Munde geredet hätte. Ihre Reden machten uns ganz ruhig, friedlich und nahmen uns alle Gewissensangst.

Nur vor ihrem Tode häuften sich die Schmerzen derart, daß die Anwesenden weinen mußten. Der Priester fragte sie bisweilen, wie es in ihrem Innern sei. Darauf antwortete sie: Vater, der liebe Gott hat Verlassenheit über mich geschickt, aber sein heiliger Wille geschehe an mir, mögen auch in seinem Namen alle Schmerzen über mich kommen, wie sie seine Güte mir schickt.

Sie war achtzig Jahre alt, als ihre Seele sich von dem gebrechlichen Leibe losmachte. Das Krankenzimmer ist der Ort, wo die heldenmütigsten Tugenden reifen. Hier offenbart sich, ob der Mensch durch kleinere Opfer und oft geübte Entfagungen im früheren Leben den Boden bereitet hat für größere Opfer, schon in den Dingen verlangt. Laßt uns für Opfer und Abtötung weiden, die wenigstens eindämmen und Geist, Körper und Seele stärken für die Tage, da der Herr kommt, uns heimzusuchen, gemäß dem Worte des hl. Paulus: „Ich schütze meinen Leib und bringe ihn in die Dienstbarkeit.“ (1. Cor. 9, 27.)



Unsere Zeit im Spiegel von „Dreizehnlinden“

Als Dr. Friedrich Wilhelm Weber, der einfache Vandalist und alte Zentrumsgesandte vor nunmehr 40 Jahren sein „Dreizehnlinden“ schrieb, stand Deutschland kurz nach seiner Einigung und dem siegreichen Kriege auf dem Höhepunkt seines Glanzes und Ruhmes. Aber Weber sah tiefer, seinem prophetischen Auge malte sich die Zukunft schon gar trübe, und in den häufigen Betrachtungen, die sich in seinem Epos eingestreut finden, gibt er diesen Gedanken in meisterhafter Form und ungemessen treffend Ausdruck.

Es ist geradezu packend, wie ein feiner, hellsehender Geist bereits vor einem Menschenalter die heutigen Zustände vorahnte. Ein Zeitgenosse könnte es nicht klarer, kein Politiker unserer Tage die innersten Gründe unseres Zerfalls schärfer darlegen. Aus dem Spiegelbild von „Dreizehnlinden“ hoben

Nach unsagbar blutigen Kämpfen lehrten unsere heldenmütigen Krieger zurück, jedes

Wunden heim und bitter Schmerzen, Deike Wunden, tiefe Wunden, Doch die tiefste sah im Herzen, denn, wie sollten sie die Heimat wiederfinden!

Welch unselige Zeit! Der Fremdling Herr im Land, gehöhnt die Treue, krank das Recht, der alte Glaube Tot, und rätselhaft der neue.

Jetzt gilt es zu retten, was noch zu retten ist; nicht mehr im Kampfe mit der Waffe, das ist heute nicht denkbar, sondern in treuer Arbeit an dem Wiederaufbau des Vaterlandes. Keiner darf zurückbleiben, jedem gilt der Rostschrei:

„Uns gehört du, deinem Volke, Das, an Faust und Fuß gebunden, Rettung nicht, — die Wölfe jähren! — Heilung sucht für tiefe Wunden.“

Seitung suchen wir und dazu wollen wir auch vor dem bittersten Traute nicht zurückschrecken, doch elend verklümmern soll unser Volk nicht.

„Sollen barmh. milde Kinder Um die Krankenheise lungen, Welche Bettler wie wir Alten? Väter hangen als verhungern!“

Nicht auf Utopien, nicht auf Bündnisse, die auf Menschensatzung beruhen, f. von wie unser Hoffnung;

„Denn solange Daß und Liebe, Angst und Wirt am Erden schalten, Werden sich der Menschen Leid Ähnlich, oder gleich gehalten.“

Wir wenden unsern Blick zu dem, der die Welt regiert, der Runden schlägt und diese Wunden heilt, der die Völkergeschichte lenkt nach seinem Plan von Anfang an.

Stärke nicht der Fuß des Stärksten, Und die Stärksten sind Geschicke Eins, der ob Allen waltend, Ueberstaut das Weltgewirr.“

Er wird Deutschland nicht verlassen, zu ihm stehen wir:

Herr der Welt in Gnade sage Reines Vaterlands Geschicke!

Wie aber war dieser Zusammenbruch, dieser jähe Sturz aus glänzender Höhe nur möglich? Weber gibt uns die Antwort:

„Schelten würd' ich, sprach ein Fremder, Was ich haltend von uns spreche: Nicht des Feindes Macht, uns brügte Göttergimm und eigne Schwäche.“

Unsere innere Front wurde durchbrochen. Während das Meer in Rot und Tod stand, wurden daheim Redeschächten geschlagen, während die Not der Zeit nach Taten schrie:

Liegt der Mann und Vollbringen Und ein Sumpf; ein Sumpf! In der Sumpf der deutschen Rede.“

Die dunklen Mächte des Umsturzes rissen die Gewalt den Schwächlingen aus den Händen. Die Revolution loderte auf.

Die Kreuzerbrecher Brechen auch die Königskronen, Und der Rauch verfohlter Tempel Wirbelt auf verbrannten Thronen.“

Nicht des Vaterlandes Wohl, die niedersten Instinkte waren hier die Triebfeder.

„Vosheit schuf den dunkeln Bettel, Nachlust war Eulenwind, Feigheit trug herbei den Einschlag Und am Weibstuhl sah ein Winder.“

Jetzt soll umgestoßen werden, was Jahrzehnte lang die Richtpfeiler des Menschenlebens waren:

Denn die Zeit ist schwer; ehrwürd'ge Heil'ge Sagen wird zur Fabel, Recht zu Überwilt, aus Trümmern Waut der Wahn ein neues Wabel.“

Die Zeit der Ideale ist vorbei, wenn nur das Geld die Taschen füllt, wenn alle irdischen Genüsse gestillt sind, hat der Geist zu schweigen.

„Nah das Feiern, sah das Mäpfern, Es schaff dir wenig Goldes; Best' res Klinges, bestes Klinges Scheint das Klinges mir des Goldes.“

Raub, Mord, Betrug, Bestechung des Geldes wegen, das ist leider bisher charakteristisch

für das neue Deutschland, keine treue Pflichterfüllung mehr, nur Jagd nach Ämtern ohne Würde!

„Wird die Herzen, soll die Treue,
Gold und Macht die höchsten Güter!“
„Wertlos, ungeschätzt und ungelohnt ist das geistige Schaffen geworden.“

„Nur das Einmaleins soll gelten,
Jebel, Walze, Rad und Hammer;
Alles Andre, oder Blunder,
Nad' er in der Feuerkammer.“

In der bunten, artenreichen Welt, so schön durch die Mannigfaltigkeit ihrer Wesen, soll für das Menschengeschlecht, der Schöpfung Krone, die veröbende Gleichheit Gesetz sein.

„Denn das Ziel der großen
Zukunft ist die Einheit,
Schrankenlose Bruderschaft,
Ist die wahre Völkereinheit.“

Die Folgen der „Schrankenlosen Bewe-
gung“, der „Völkereinheit“, zeigten sich nur zu schnell. Der von diesem Gift durchsehte Volkstörper bietet den von außen anstürmen-
den Krankheitsregern keinen Widerstand mehr,
sondern gibt ihnen den kuppigsten Nährboden.

„Menschen sterben, Völker sterben!
In das Heimatland der Erde,
In das Kinderland der Starben
Schlich die arge Söldlandsende.“

Vor 40 Jahren steht der Geist des Dichters
es schon heranziehen, das Schreckensgespenst
unserer Tage. Spartakus tritt auf den Plan!

„Kämpfend mit den Sklaventögen,
Kämpfend mit den Romuliden;
Kam' Götter sind dort oben,
Und deshalb kein Recht hier unten.“
Und deshalb in Schmerz und Träne
Wachte jeder seine Waffen;
Und deshalb, ihr Kleingeblichen,
Dah' ihr Recht, und Recht zu schaffen.
Spartakus, mit Vorberreißern
Sei dem Denterhandt umwoben,
Seine Freiheitsbotenschaft lauter:
„Kam' Götter sind dort oben!“

Noch Gewalt tritt an Stelle des Rechtes;
„es gibt keinen Gott, kein Jenseits“, darum
sollen die Waffen die irdischen Güter zum
Daseinszweck erzwingen! Spartakus heult auf
den Straßen, Bruderblut färbt das Pflaster rot.

„Wölfe jah ich, die in Hoietracht
Kleidvoll auf einander stieren,
Die mit Hunger nach des Alten
Besten Weststücken gieren.
Graue Sippe, die den Kiefer
Mit dem Blut des Bruders schändet,
Bis der Letzte würgt den letzten
Und mit Wutgeschrei verendet.“

Das ist das neue Deutschland, das sind
die Segnungen der Revolution“, die der pro-
phetische Dichter schon vor einem Menschen-
alter sah.

„... auch er verzagt nicht; zeigt er uns
besseren Gestaden führt. „Spartakus“
wir Hoffnung aus den Dichtworten:

„Dienen müssen sie der Ordnung,
Ob sie gleich das Wölfe treiben,
Denn unsterblich ist das Gut,
Und der Sieg muß Gottes bleiben.“

H. Voschmann.

Die „Orgler“

Ein Schwabenskreid.

In der Gemeinde Bimbelhausen tobte der Bürgerkrieg. Gläser, Tische, Bänke und Stühle beim Dirsch, Lamm- und Pöwenwirt konnten davon erzählen. Der Streit drehte sich um die Frage: Soll an Stelle der alten Hand-
sprühe eine neue, den modernsten Anforderungen und den größten Bränden entsprechende Patent-
sprühe angeschafft werden? Oder soll zuerst eine neue ebenso notwendige Rir-
thenorgel an Stelle der alten kommen, die mit unheilbarer Heiserkeit behaftet war und deren meisten Pfeifen statt der pflichtmäßigen Töne nur mehr „pf“ machten — ob in moll oder dur war nicht mehr zu unterscheiden. Beide zugleich anzuschaffen ging nicht. Dazu

war die Gemeindefasse nicht groß genug. Also entwarf der — oder!

Die Meinungen flogen herüber und hin-
über, wie manchmal die zur Begründung
verwendeten Maßkrüge. Die ganze Gemeinde
war in zwei feindliche Heerlager gespalten:
die „Sprüher“ und die „Orgler“.

Endlich fielen die Würfel. In der ent-
scheidenden Gemeinderatsitzung behielten die
„Orgler“ die Oberhand. Ihre Begründung,
daß eine Orgel alle Sonntage notwendig sei,
und zwar für die ganze Gemeinde, eine Sprühe
aber äußerst selten und dann nur zum —
Schaden der Versicherten, schlug durch. Und
so wurde eine neue Orgel auf Gemeindefasten
angeschafft. Aber auch deren ergreifendste
Töne vermochten das Herz der unterlegenen
„Sprüher“ nicht zu rühren. Sie waren und
blieben unversöhnlich. Sie sehnten sich fern-
lich nach einer Gelegenheit, ihren Groll an
die „Orgler“ auszulassen.

Endlich aber sollte der Tag der Rache kom-
men. An einem Sonntagabend wars. Nach
den üblichen Sonntagabenden im Wirtshaus
sahte in der Nacht ein regelrechter Hausbrand,
eine Feuersbrunst, wie sie sich die „Sprüher“
nicht schöner wünschen konnten. Dazu noch
im größten Hause des Dorfes.

Die Feuerwehr, „Sprüher“ wie „Orgler“,
rückte aus mit ihren alten Sandsprühen, die
mehr Wasser schluckten, als von sich gaben
und deren Strahl höchstens bis an die Haus-
nummer über der Haustüre reichte. Die „Org-
ler“ pumpten im Schwelche ihres Angesichtes
es ging mit den besten Kräften nicht höher.
Budem trafen die meisten Wasserstrahlen sie
selber mehr als das Feuer. Endlich mußte man
den ungleichen Kampf aufgeben. Darauf hatten
die „Sprüher“ schon lange gewartet.

„So, jetzt orgelt“, spotteten sie. „Dost eure
Orgel, vielleicht bläst die das Feuer aus.“

Eine regelrechte Balgerei war die Folge.
Erst die eintreffenden benachbarten Feuerweh-
ren brachten die Kämpfenden durch einflie-
ge wohlgemeinte Wasserstrahlen aus ihren Patent-
sprühen auseinander. Dann aber stimmten auch
sie in den Spott der „Sprüher“ ein und titu-
lierten schließlich das ganze Dorf ohne Unter-
schied der Parteistellung mit dem Namen „Org-
ler“. Und „so, jetzt orgelt“ wurde das Spott-
und Beschimpfungs gegen alle Bimbelhäuser rings
in der Nachbarschaft.

Diesen Schimpf konnte man nicht länger
auf sich sitzen lassen. Darüber waren „Sprüher“
und „Orgler“ einig und schließlich auch dar-
über, daß dem Unfug durch Beschaffung einer
neuen Sprühe abgeholfen werden könne. Konn-
ten die in der Umgebung sich das leisten,
warum nicht auch die Bimbelhäuser, und zwar
noch zu der neuen Orgel. Der Stolz brachte
fertig, was alle Götter bisher nicht zuwege
brachten. Die neue Sprühe kam, und
fall, damit sie ihre Rüstung wurde abgehoben.
Nachbarschaft wieder in Ehren dastehen konn-
ten. Bis auf weiteres wurde die Sprühe
sorgfältig zugebedt, im Sprühenhaus ein-
quartiert.

Es war die Kirchweih gekommen. Ein
„Kunstinstitut ersten Ranges“ mit der „größten
Attraktion der Neuzeit“ hatte sein Zelt in
Bimbelhausen aufgeschlagen und den Einwoh-
nern die Sehenswürdigkeiten vorgeführt. Eine
mächtige Drehorgel vor der Schaubude besorgte
die nötige Melodie und zog mit ihren schmet-
ternden Klängen groß und klein an. Der
Budenbesitzer war mit seinem Erfolg recht
zufrieden. Als der Abend kam und das Ver-
gügen ein Ende hatte, bat er den Bürger-
meister, ob er nicht ein sicheres Lokal zur
Aufbewahrung seiner „automatischen Patent-
Riesenorgel“ habe, er traue dem Wetter nicht
ganz, die seine Konstruktion des neueren In-
strumentes könne Schaden leiden. Der Bürger-
meister wies dem Vorksteller als einzigen ver-
fügbaren Raum das Sprühenhaus an. Dort
stand nur die mit Tüchern wohlverwahrte neue
Feuersprühe, also Platz genug. Dankbar nahm
der Schaubudenbesitzer das Angebot an und

verbrachte seine mit einem Tuchüberzug ge-
schützte Drehorgel dahin.

Es war bald Mitternacht. Da ertönt hellend
Feuerlärm. Im Nachbarort brennt. Mit
schlecht verkleideter Freude hasten und jagen,
rennen und laufen die Bimbelhäuser zur Mobil-
machung. Die große längst ersehnte Stunde
ist da. Schon ist das Sprühenhaus geöffnet.
Die Pferde warten. Daraus mit der Sprühe.
Da steht sie ja wohl zugebedt. Jetzt soll
sie ihre Feuerprobe bestehen und die Chra-
Bimbelhausens für immer wieder herstellen.
Die Deichsel herab, angeschirrt, zwei Mann
auf dem Vorder-, zwei auf dem Rücksitz, und
seht fertig, los. Und jetzt raschelt schon durchs
Dorf hinaus. Die Wäule laufen, was sie können.
Unmittelbar vor dem Nachbarort, wo die
Flammen weit sichtbar sind, kommt ein scharf
abfallender Gang.

„Bremsen!“ kommandiert der Feuerweh-
hauptmann.

Der Feuerwehrmann hinten auf der Sprühe
sucht den Bremsgriff. Wichtig, da ist der Hebel.
Der Mann fängt an zu drehen, so schnell
es ihm aus der Hand geht. Er dreht und dreht,
aber die Bremse will immer noch nicht an-
ziehen. Der Wagen schiebt mit unvermin-
deter Schnelligkeit den Berg hinunter.

„Bremsen!“ schreit noch einmal der Kom-
mandant.

„Ich brems ja schon, aber die Bremse
will gar nicht zu“, ruft der von hinten. Er
dreht und dreht wie verrückt. Jetzt stockt,
der Hebel geht nicht mehr weiter, der Wagen
aber um so schneller.

„Brems!“ brüllt wütend der fast vom
Bod geschleuderte Hauptmann, aber er kommt
nicht weiter in seinem Befehl, das Wort bleibt
ihm im Halse stecken. Denn im gleichen Mo-
ment gehts unter den verhäulsten Tüchern los,
mit schmetterndem Klänge: „Wir gehn nach
Lindenu, da ist der Himmel blau“ —
und wie es eben in diesem schönen Liede
heißt. Kommando und Bremsmannschaft sind
einfach starr. Ist denn die Feuersprühe ver-
heert? Daß sie anstatt der Sprühe die Patent-
Riesenorgel des Budenbesizers erwischte haben,
ahnen sie nicht. Daß der „Bremsen“ mit seinem
„Bremshebel“ eine Feder aufgezogen hat,
ahnen sie nicht. Das aufgezogene Werk tut
seine Schuldigkeit. Ein Musikstück löst das
andere ab. Eben ist die „Holzauktion“ zu
Ende. Bei der Einfahrt ins Dorf schmettert
hinaus: „Vier her oder i fall um.“ — Eine
recht sinnige Melodie für eine Fahrt auf den
Brandplatz.

Und wie nun der Wagen auf diesen selber
hineinrast, da verklängt im stärksten Fortissimo
das schöne Lied: „Du bist verrückt mein Kind!“

Auf dem Brandplatz stockt jede Tätigkeit.
Alles ist blass. Aber die Erstarrung löst sich
in den allgemein angestimmten Gesang: „Du
bist verrückt mein Kind“ mit der feierlichen
„Orgel“.

Die also verspotteten Bimbelhäuser wi sen
immer noch nicht, wie ihnen geschieht. Wie
schlos stehen sie neben ihrer verheerten Feuer-
sprühe. Sie trauen sich gar nicht an sie heran,
bis nach dem Gesange: „Du bist verrückt mein Kind“
das Spiel ein Ende nimmt.

Erst jetzt lösen sie von der geheimnisvollen
Maschinerie das dunkle Verhängnis, und da
fällt einem aus ihnen etwas davon ein, daß
der Bürgermeister dem Schaubudenbesitzer er-
laubt hatte, im Sprühenhaus seine Drehorgel
aufzustellen. Und nun haben sie mit diesem
unglücksinstrument ihr erstes Auftreten gehabt.
Das ist schändlich, schäufig, schenlich!

Es versteht sich von selbst, daß ihnen jetzt
der Spitzname „Orgler“ für alle Zeiten ver-
liehen wurde, und zwar „tar- und sportelstet“. Wer
aber zu gleichem Preise eine Tracht Prä-
gel haben will, der braucht nur nach Bimbel-
hausen zu fahren und zu rufen: „Ist orgelt“,
oder ganz harmlos zu fragen: „Wie war das
damals mit eurer Orgel.“ (G. Dahl.)

Robinetta

Roman von Kate Douglas Wiggin.

(Nachdruck verboten.)

„Es geht mir sehr gut. Danke, Tante Trach“, antwortete sie mit lobenswerter Ruhe.

„Dies ist meine Freundin und Gesellschafterin, Miss Smeardon“, fuhr Mrs. de Trach fort, indem sie sich an den Teetisch begab, den jene nützliche Persönlichkeit verwaltete. „Mrs. David Voring... Miss Smeardon.“ Miss Smeardon hielt auf ihren Knien den Hund, der kläffend die Bähne flutschte und augenscheinlich nach dem Blute des Gastes lechzte. Er wurde mit zärtlichen Worten beschwichtigt, und Robinetta nahm auf einem Stuhl neben dem Tisch Platz.

„Verzeihen Sie“, sagte die Gesellschafterin mit einem leisen Hüsteln, „das ist Mrs. de Trachs Stuhl. Möchten Sie sich vielleicht auf einen andern setzen?“

In ihrer Stimme lag etwas so Unangenehmes und Mrs. de Trach unterdrückte prüfende Blicke waren so unerträglich, daß Robinetta plötzlich das kindliche Verlangen empfand, in Tränen auszubrechen. Dies war die Heimat ihrer Mutter — und kein Ruf, kein freundliches Wort hatte sie willkommen geheißen! Oberflächliche Fragen nach ihrer Reise, Bemerkungen über die Kälte und das wüste Eintreten des Frühlings, Erkundigungen nach Maria Spaldings Ergehen — deren Mutter eine Gallus war — aber kein Wort über ihre Mutter oder ihr Geburtsland, keine Erwähnung ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen! Robinettas warmes Herz hatte schon öfter Schmerz gefühlt, aber niemals Abweisung oder Ungerechtigkeit erfahren. Die plötzlich in ihr aufwallende Empörung tat ihr fast körperlich weh.

Nachdem diese gefellige Marter eine lange Stunde gewährt hatte, schellte Mrs. de Trach. Eine älteste Jungfer mit harten Bügen trat ein.

„Zeigen Sie Mrs. Voring ihr Zimmer, Benson und helfen Sie ihr beim Auspacken.“

In trauriger Stimmung folgte Robinetta ihrer Führerin die Treppe hinauf. Ah! Dieser kalte englische Frühling lag ihr in den Gliedern, und der Empfang war so frostig gewesen, daß ihr jugendlich, leidenschaftliches Gemüt sich dagegen auflehnte und sich sofort mit wilden Plänen und Abzählreihen beschäftigte — sogar mit einer Flucht zu der alten Wärterin ihrer Mutter, zu Fizzie Bretthman die ihr so liebevoll geschildert worden war. In deren kleinem, strohgedecktem Häuschen jenseits des Flusses würde sie sicherlich willkommen sein als hier.

Aber nein! Robinetta rief ihren amerikanischen, gesunden Menschenverstand und den „Schneid“ zu Hilfe, den ihre Vandskute bewunderte. Sollte sie sich schon beim ersten Versuch, das Schloß ihrer Väter zu erklimmen, für besiegt erklären? Mit schnell wiederkehrender Invergnung, die heftige Abneigung gegen ihn auszudrücken schien.

„Wir haben alle Ihre Koffer genau angesehen, Madame, aber wir wissen leider nicht, ob er richtig aufgestellt ist. Er ist ganz anders als irgendeiner, der jemals hier in meine Hände gekommen ist.“ „Machen Sie den Leuten viel Mühe, ihn herauszutragen. Er steht jetzt wohl auf dem Kopf? ... Nein? Wir glauben es. Ich habe den Jungen, der die Stiefel packt, den Koffer aufzukleben, aber er hat sich seine Hand eingeklemmt bei dem Versuch, die Schloßer mit Gewalt zu öffnen, und da dachte ich, Sie würden vielleicht so freundlich sein, mir zu zeigen, wie man ihn aufmacht?“

„Ich kann ihn sehr gut öffnen“, entgegnete Robinetta, während sie ein frampfhaftes Lachen unterdrückte. „Sehen Sie, wie leicht es ist, wenn man das Rüssel kennt!“ Sie drehte mit ihrem Schlüssel zwei Schloßer rasch nacheinander auf, ließ die geheimnisvolle Vorderseite heruntergleiten und zog ein seltsames Gestell hervor, an dem so viele Kleider und Mäntel hingen, daß Mrs. Benson vor Erstaunen fast der Atem stockte.

„Wünschen Sie, Madame, daß ich einige Ihrer Sachen in ein anderes Zimmer bringe? In den Schrank hier gehen alle diese nicht hinein; er ist nur ein einfaches englisches Möbel, Madame. Wir haben noch nie amerikanische Gäste gehabt.“

„Es ist nicht nötig, die Sachen wegzubringen; die meisten können gut bleiben, wo sie sind. Und nun brauchen Sie sich nicht länger meinetwegen zu bemühen. Ich bin es gewohnt, mir selber zu helfen, und bitte Sie nur, kurz vor Tisch für einen Augenblick herzukommen.“

Mrs. Benson verschwand in die unteren Regionen des Hauses, wo sie den Stiefelungen und die weiblichen Diensthofen mit der ersten Nummer einer fortlaufenden Geschichte ergöhte, die spannender und sensationeller werden sollte, als irgendeine, die jemals in Stoke Newell erzählt worden ist.

Abgeschieden

Heut ein schöner, lauer
Julianachmittag
Rief mich aus der Mauer
In Gefild und Hag.

Sonnenhelle Wipfel
Schimmern durch den Wald,
Und des Berges Gipfel
Ist erstiegen bald.

Und der Weg, schon wilder,
Hält den Fuß zurück.
Schöne Landschaftsbilder
Grüßt der trunkne Blick.

Unten tief am Raine
Schlingt der Weg sich hin,
Menschen, winzig kleine,
Bunt vorüberziehen.

Glänzend im Gewinde
Bahn der Fuß sich bricht,
Und Kapell' und Linde
Glänzt im ros'gem Licht.

Hier, vom Lärm geschieden,
Drängt mich zum Gebet,
Und ein Himmelsfrieden
Meine Brust durchweht.

Wenn ein kurzes Scheiden
Aus des Tages Kreis
Schon so rasch zu weiden
Unser Herz von Eitronnen
Diesem Treiben ganz
Sich die Seele sonnen
Einst im ew'gem Glanz!

E. H. Heffels.

neller werden sollte, als irgendeine, die jemals in Stoke Newell erzählt worden ist.

„Der Kofferdeckel geht nicht hoch“, erzählte sie, „wie sonst alle Kofferdeckel, die ich gesehen habe, und ich bin doch sechs Jahre bei Lady Chatterton gewesen und beständig umhergereist. Die Vorderseite bricht in der Mitte auseinander und die untere Hälfte fällt zu Boden. Eine Art von Kleiderbügel wird wie eine Tür aus dem Angeln gehoben und ein Kleiderrocken auf Rollen herausgezogen. Es ist ein Wunder zum Erschrecken. Und die Menge Kleider, die sie mitgebracht hat! Man sollte denken, daß sie in Grusoe ist — obgleich ich von einer Cousine von mir, die in Amerika in Stellung gewesen ist, gehört habe, daß die Damen da drüben jeden Wonnig, den sie zusammentragen können, für ihre Toilette aus-

geben. Ihre Männer können sich die Finger bis auf die Knochen abarbeiten und ihre Eltern im Armenhaus sitzen, wenn sie nur keine Kleider haben.“

„Und ob!“ sagte der Stiefelunge und rieb seinen verletzten Daumen.

Als Mrs. Benson das Zimmer verlassen hatte, stieß Robinetta einen ersticken Schrei aus, der halb Lachen, halb Weinen war. Dann flog sie zum Kamin und entfernte einen Papierfächer von dem Kof.

„Auch hier keine Hoffnung auf Hilfe!“ rief sie. „Kälte draußen und Kälte drinnen! Wie soll ich dabei auspacken und mich anziehen? Wie überhaupt leben ohne Feuer? Ach, da ist ein Kohlenkasten... leer! Beer und wir sind erst im April. Ach, in England zu sein im Monat April! Wie gut verstehe ich jetzt den Wunsch der Engländer, Indien und Südafrika zu besetzen: Sie müssen irgendeinen Ort haben, wo sie warm werden können. ... Nun aber geht's ans Auspacken oder an irgendeine körperliche Arbeit, die mein erstarrtes Blut wieder in Umlauf bringt.“

Die Hände zusammenschlagend und mit den Füßen stampfend, machte Mrs. Voring sich daran, einige Kleider aus dem getadelten Koffer in den Mahagonischrank zu hängen und andere Gegenstände in den Schubfächern einer Kommode unterzubringen.

„Ich habe gleich am Anfang einen Fehler begangen“, dachte sie. „Ich meinte, nur das Schönste sei gut genug für Stoke Newell, und nun fürchte ich, daß meine schlechtesten Gewänder noch zu elegant sind. Was soll ich heute Abend anziehen? Weißen Satin mit Perlenstickerei? — wieder in den Koffer mit dir! Silbergrauer Chiffon? — verschwinde! Weg da, heliotropfarbenedes Samitkleid mit Amethystspangen, hier ist, was ich suche: mein schwarzes Libertytaschenkleid, das zwei Jahre alt ist. Morgen werde ich Mrs. Spaldings Jungfer schreiben, sie möchte mir zwei Wärmflaschen, wollene Halbhandschuhe, eine Schachtel Chinintabletten und ein Umschlagetuch kaufen. ... Was ist dies? Fächer? Bricht auch ins Innerste des Koffers zurück und kommt mir nicht wieder vor die Augen! ... Sonnenschirme? Gute Mähne, auch hier zu liegen, erkannt mich! Ich werde euch Lebertran eingeben, damit ihr auch in Regenschirme verwandelt!“

Nach einer Weile dröhte die Tischglocke durch das Haus. Robinetta, die noch immer fröstelte, warf sich einen weiß und silber schimmernden Schal um die Schultern. Er fiel in graziosen Falten auf ihr schwarzes Kleid und gab ihrer ein wenig exotischen Anmut, die sie in der Heimat ihrer Mutter zu einer Fremden stempelte, die letzte Vollendung.

In dem unwillkürlichen Remémorieren der dunklen Vergangenheit, die Robinetta den dunklen Anfang bildete. Trotz ihrer Eile blieb sie jedoch plötzlich stehen, gefesselt von dem Wilde, das ein Fenster des oberen Flurs einrahmte. Ein schwerer Regen rauschte hernieder, und die grünlige Beleuchtung durch die großen, ihre Blätter bereits entfallenden Bäume erschien seltsam kalt und trübsalig — aber das Benahm der Aussicht von dem durch seine hohe Lage einzig bevorzugten Stofe Newell nichts von ihrer Großartigkeit. Tief unten glitt der breite Fluß dem Meere zu, zwischen terrassenförmig sich erhebenden, noch nicht grün gewordenen Buchen- und Eichenwäldungen, die in der nebeligen Luft eine rötliche Färbung trugen. Dort, wo der Strom im Ueberschwang seiner Kraft eine Bucht gebildet hatte, hoben sich zum Trocknen aufgehängte Fischerneze von einer leuchtenden Sandbank ab. Dahinter erstreckte man strohgedeckte Häuser und bälstere Hydranten neben einem kumpfen, niedrigen Kirchurm.

In Robinettas Dergen regte sich das von ihrer Mutter ererbte englische Blut. Dieses Bild, das der englischen Eigenart so völlig entsprach, war ihr wieder und wieder von ihrer Mutter mit der ganzen Romantik einer zurückschauenden Verbannten geschildert worden. Robinetta kannte es, aber sie wollte nicht, ob sie es jemals würde lieben können, so schön und herrlich es auch war. B. f.